

## Literatur.

Festschrift zur Feier des fünfundsiebzigjährigen Bestehens des Römisch-Germanischen Central-Museums zu Mainz 1927. Kommissionsverlag L. Wilckens. 4<sup>o</sup>. 15 M.

Die vorliegende Festschrift, prächtig ausgestattet und mit vielen Abbildungen geschmückt, enthält eine bunte Reihe interessanter Beiträge. Den Beginn machen „Erinnerungen als Randverzierungen zum Charakterbild Ludwig Lindenschmits und zur Geschichte seines Lebenswerkes“, verfaßt von seinem 1922 verstorbenen, um das Museum hochverdienten Sohne Ludwig Lindenschmit. In behaglichem Plaudertone und ohne strenge Disposition, wie es die schriftstellerische Form von Briefen an einen Freund ermöglichte, wird hier ein lebendiges, pietätvolles Bild des Gründers des Museums in seinem täglichen arbeits- und entsagungsreichen Leben im Dienste der heimischen Altertumsforschung gegeben; diese „Erinnerungen“ bilden eine Ergänzung und persönliche Untermauerung der „Beiträge zur Geschichte des Röm.-Germ. Central-Museums“ in der Festschrift zur Feier seines fünfzigjährigen Bestehens, und es ist nur zu bedauern, daß sie nicht zum Abschluß gekommen sind. Werden uns so die Sorgen und Nöte der ersten Zeit des Museums, die nur die ideale Gesinnung und die Arbeitskraft eines Mannes wie Lindenschmit überwinden konnte, aber auch die Erfolge und Anerkennungen, die ihm vergönnt waren, anschaulich vor Augen gestellt, so gibt Karl Schumacher einen in seiner strengen Sachlichkeit nicht minder eindrucksvollen Bericht über die Geschichte des Museums unter seiner Leitung von 1901 bis 1926. Wie die Anstalt in diesen Jahren während der andauernden Wiederherstellung des kurfürstlichen Schlosses im Zeichen des äußeren Ausbaues stand, so entsprach dem nach jeder Richtung der innere Ausbau als Museum und als Lehr- und Forschungsinstitut, ein Ausbau, der nur durch die Nöte der Kriegs- und besonders der Nachkriegszeit vorübergehend gehemmt werden konnte. Möge sich das heute so rege Interesse für die Frühgeschichte unserer Nation in der Förderung der Anstalt beweisen, die ein zusammenfassendes Bild des deutschen Altertums zu geben und die mannigfaltige Verknüpfung unserer Vergangenheit mit fremden Kulturen, in allererster Linie der griechisch-römischen, zur Anschauung zu bringen berufen und dieser ihrer Aufgabe bisher mit so schönem Erfolge gerecht geworden ist!

Wie dem leitenden Gesichtspunkt nicht nur Nachbildungen und Abbildungen, sondern auch die Originale systematisch dienstbar gemacht werden, zeigt Friedrich Behn bei der Behandlung ausgewählter Neuerwerbungen aus den Jahren 1914 bis 1926. Da werden uns in buntem Wechsel mit Abbildung und kurzer Besprechung vorgeführt: mannigfaches Schmuck- und Nutzgerät aus der Stein- und Bronzezeit; aus Griechenland frühe Fibeln, ein attisches geometrisches Doppelkännchen und ein schwarzfiguriges Alabastron mit einer charakteristischen Darstellung zweier skythischer Polizisten; aus Etrurien Reliefbuchergefäße, eine ausgezeichnete Bronzegruppe zweier Krieger und ein Spiegel mit

mißverständener Darstellung des Parisurteils (= Gerhard, Etr. Spiegel III 273, 1); aus Picenum zwei interessante bronzene Hängeschmuckstücke von bodenständiger Eigenart, eine samnitische Bronzescheibe, ein Paar bronzener Trensenknebel angeblich aus Südtirol; aus Süditalien ein feiner Terrakottakopf des Hermes tarentinischer Manufaktur im Stil der 1. Hälfte des 5. Jhdts., dann aus hellenistischer Zeit eine schöne Calener Omphalosschale mit Quadrigendarstellung, ferner eine Reliefschale des 1. Jhdts. v. Chr. mit einer römischen Kultszene, ein Gorgoneion, eine Amphora der Metallgefäße nachahmenden Gattung, eine Scherbe eines glasierten Gefäßes mit Reliefbild einer weiblichen Figur, Lampen, Eisengeräte aus römischen Bergwerken in Serbien, die bekannten beiden Larenstatuetten des Bello (Inschrift jetzt bei Finke Nr. 208), zahlreiche arretinische Sigillata, schließlich ein eiserner Armring aus Kairo, der den Anfang des 91. Psalms als Inschrift trägt, eine bronzene Schnallengarnitur aus dem Mündungsgebiet der Donau und mannigfache vorderasiatische Fayencegefäße der Rakkagattung.

In den engeren Bereich der heimischen Altertumsforschung selber führen uns die beiden nun folgenden Monographien. Gustav Behrens gestaltet in seinem Aufsatz „Die Hallstattzeit am Mittelrhein, insbesondere in Rheinhessen“ die Publikation von neuen und älteren, bisher schlecht oder gar nicht veröffentlichten Funden zu einer allgemeinen Charakteristik der drei Epochen der Hallstattzeit aus mit der bei der Uneinheitlichkeit der Gesamtentwicklung gebotenen örtlichen Beschränkung. Für die Frühzeit ergibt sich ihm ein Kulturzusammenhang in den Rheinlanden von Neuwied bis zu den Pfahlbauten, wobei besonders reiches Material für die Feuerböcke oder Mondbilder vorgelegt wird. In der mittleren Epoche dagegen führte das linke Mittelrheinufer gegenüber der süddeutschen Hallstattkultur (bemalte Keramik u. a.) ein Sonderleben, und erst in der Spätzeit trat dies Gebiet wieder in Kontakt mit dem Oberrhein, doch reichte diese Kultur nicht so weit rheinabwärts wie jene Frühzeitkultur, da ihr der Weg durch die Wendelringkultur versperrt wurde, die nach der Ansicht des Verfassers am Mittelrhein entstanden war, während die Wendelringe selbst allerdings von Norden her dorthin gekommen sind. — Unter dem Titel „Römische und frühmittelalterliche Denkmäler vom Weinberg bei Eining a. d. Donau“ bespricht Paul Reinecke die Reste einer römischen Militärstation nordöstlich vom Kastell Abusina, die als der erste Posten des unterhalb dieses Kastells beginnenden rechtsufrigen Grenzschutzes der nassen Donaugrenze anzusehen ist: es befand sich dort eine Kaserne mit einem Tempelchen des Mars und der Viktoria (Dedikationsinschrift v. J. 226 oder 229) und einem Wachturm. Seit der Zerstörung (wohl 259/60) blieb der Posten verödet, bis sich ein Missionar dort einnistete, von dem die vielen in der Kaserne gefundenen Kreuze und Dreizacke (Trinitätsymbole nach Rud. Berliners wahrscheinlicher Deutung) stammen. Reinecke bringt in einleuchtender Weise diesen Mann mit der katholischen Mission in Verbindung, die im 6./7. Jhd. von den Franken im Lande der arianisch-bosonianschen Bajuwaren betrieben wurde, und beleuchtet von hier aus ähnliche Kreuzfunde vom bayerischen Boden.

Eine gehaltvolle Skizze der irischen Kulturentwicklung gibt der frühverstorbene Walther Bremer in seinem Aufsatz „Die Stellung Irlands in der europäischen Vor- und Frühgeschichte“. Die iberische, seit der Zeit des Campignien eingesessene Urbevölkerung, die noch lange in direktem Verkehr mit der Pyrenäen-Halbinsel gestanden hat, führte in der ersten Periode der Bronzezeit (2500—1900) einen großen Aufschwung des Landes herbei dank dem einheimischen Kupfer und Gold (Export der Lunulae und Sonnenscheiben) und nicht zum wenigsten einer lebhaften Bronzeindustrie, für die das Zinn aus Cornwall bezogen wurde. Auf diese erste Blütezeit, in der Irland auf die Kulturentwicklung Nordeuropas großen Einfluß ausgeübt hat, folgte eine lange Periode des Rückgangs.

in der die irische Kultur (im wesentlichen nur mit Ausnahme der Trompeten) nicht nach außen gewirkt, sondern im Gegenteil in großem Umfang fremdes Gut aufgenommen hat. Auch durch die keltische Invasion (um 300 v. Chr.), die nur eine zahlenmäßig sehr schwache Herrensicht ins Land brachte, ward das nicht anders, und erst mit den Kriegszügen gegen die geschwächten nordwestlichen Provinzen des zerfallenden römischen Reiches (379—406) setzte die zweite Blüteperiode ein, in der Irland trotz inneren Unfriedens und trotz der späteren Raubzüge der Wikinger (seit 795) zum geistigen Zentrum Nordwesteuropas wurde, bis in der 2. Hälfte des 12. Jhdts. Normannen und Angelsachsen das Land betraten.

Ein wertvolles Original des Museums, eine koptische Tunika (priesterliche Dalmatika mit Stickerei), behandelt W. F. Volbach nach der technischen und der ikonographischen Seite hin und betont dabei den engen Anschluß der mittelalterlichen koptischen Kunst an ihre alten Vorbilder. — Ein gutes Specimen der heute so fleißig betriebenen Flurnamenforschung gibt Heinrich Klenk in seinem Aufsatz „Gang der Besiedelung in der Gemarkung Langen bei Darmstadt“. Danach war die alte Hirten- und Jägersiedlung schon in römischer Zeit seit der Einbeziehung in den Limes ein wichtiger Straßenknotenpunkt; auf die Römerzeit folgte die Besiedlung durch die Alamannen und dann durch die Franken, die Langen zum Mittelpunkt einer landschaftlich geschlossenen Gemarkung machten, deren Grenzen, so wie sie in einer von Klenk förderlich besprochenen Schenkungsurkunde Ludwigs des Deutschen angegeben sind, noch heute fortwirken.

Den Schluß der Festschrift bildet ein Beitrag von Joseph Köhm: „Senecas Octavia und die Überlieferung von Neros Tod. Mit einer Übersetzung der Octavia“. Der Verfasser macht den Versuch, die Octavia von historischen Gesichtspunkten aus als Werk Senecas zu erweisen. Wenn er sich dabei außer auf Flinck auch auf Münscher beruft, so ist ihm entgangen, daß dieser seine in seinem Buche über Senecas Werke vertretene Auffassung in seinem wenig später erschienenen Forschungsbericht (Jahresber. Fortschr. klass. Altertumswiss. Bd. 192, 1922) S. 198 ff. längst wieder zurückgenommen und mit Recht nachdrücklich betont hat, daß gerade die historischen Momente die Unechtheit der Octavia zwingend beweisen. In der Tat vermag niemand an das wunderbare Eintreffen so vieler Prophezeiungen zu glauben, wie sie Seneca gelungen sein müßten, wäre er der Autor des Stücks — Köhm hat die *vaticinia ex eventu* bei weitem nicht alle behandelt<sup>1)</sup>. Wenn V. 629 f. in einer Prophezeiung von Neros kläglichem Ende, die allenfalls schon vor seiner Katastrophe hätte ausgesprochen werden können, die Worte *veniet dies tempusque, quo reddat . . . iugulum hostibus* ein rhetorisch-poetisches Motiv darstellen, so erhält dieses in der Traumerzählung Poppaeas V. 733 volles historisches Gewicht: *ensemque iugulo condidit saevum Nero*<sup>2)</sup>. So ist Nero tatsächlich gestorben: was hülfte es, wenn wir diese

1) Natürlich muß man in der Annahme historischer Anspielungen Vorsicht obwalten lassen. In dem Bestreben, jegliche Prophezeiung zu eliminieren, leugnet Köhm zunächst eine beabsichtigte Beziehung des mehrmals gebrauchten Wortes *vindex* auf den gallischen Freiheitshelden Julius Vindex — durchaus richtig, wie mir scheint — kehrt dann aber wieder zu der Annahme einer Anspielung zurück, um darauf die Vermutung aufzubauen, daß Seneca mit *Vindex* als dieser in Rom weilte, Fühlung genommen und ihn mit der Octavia zur Tat angestachelt habe!

2) Daß im Hades Poppaeas alter Gatte Crispinus († 66!) gegenüber dem ohnmächtigen Nero wieder seine Rechte geltend macht, ist ein nicht unwesentlicher Zug des Traumschreckbildes, der doch seine Wirkung einbüßen würde, wenn Nero dem Crispinus und nicht sich selber das Schwert in die Kehle stieße. Durch den Hinweis auf V. 752 und auf das eben V. 732 dem Nero gegebene Beiwort *trepidus* ist der Zweifel, wessen *iugulum* V. 733 gemeint sei, ein für allemal erledigt.

in Wahrheit durchaus glaubwürdige Nachricht als unrichtig erweisen könnten — der Vers der Octavia würde dann ja immer noch die aus dem historischen Ereignis erwachsene (wenn auch märchenhaft ausgedichtete) Tradition wiedergeben. Denn bei dem Versuche, zu beweisen, daß die bei Sueton und Cassius Dio vorliegende Tradition in phantastischer Weise ganz und gar aus den Prophezeiungen der Tragödie herausgesponnen sei, hat Köhm alsbald jeglichen Boden unter den Füßen verloren: auf diesem Wege kommen wir weder zu der Feststellung der Authentizität der Octavia noch zu dem „beschämenden (?) Hauptergebnis, daß wir von den wirklichen Vorgängen beim Tode Neros so gut wie nichts wissen“. So wenig ich also mit Köhms Abhandlung einverstanden sein kann, so anerkennenswert scheint mir seine daran angeschlossene Übersetzung, in der das Stück, wie ich aus der Notiz im Hum. Gymn. 38, 1927 S. 234, ersehe, schon erfolgreich aufgeführt worden ist.

Im ganzen ist die Festschrift ein schönes Zeugnis der gründlichen und weitsichtigen Forschungsarbeit der mit dem Museum verbundenen Gelehrten und inauguriert würdig einen neuen Abschnitt seiner Geschichte, für den wir ihm die herzlichsten Glückwünsche mit auf den Weg geben.

Bonn.

Hans Herter.

S. N. Miller M. A. The Roman Fort at Old Kilpatrick on the Antonine Wall, being an Account of Excavations conducted on Behalf of the Glasgow Archaeological Society. Glasgow, Jackson, Wylie & Co. 1928. 4°. 63 S. (12/6 sh.)

Etwa 12 km nordöstlich von Glasgow, da, wo der Clyde seine Mündung schlauchartig erweitert, endet der Antoninswall, den 142 n. Chr. Lollius Urbicus, wie wir aus Julius Capitolinus vit. Ant. Pii 5, 4, wissen, über die 54 km breite Landenge Schottlands vom Clyde bis zum Forth zog, der auf weite Strecken seines Laufes noch sichtbar ist, den die Archaeological Society von Glasgow in den 90ziger Jahren im allgemeinen untersuchen ließ und über den als Ganzes gründlich und wissenschaftlich zuverlässig das Werk von Macdonald „The Roman Wall in Scotland“ Glasgow 1911 unterrichtet, ebenso auch in kurzer Zusammenfassung das vortreffliche Buch Haverfields „The Roman Occupation of Britain, Oxford 1924“, (herausgegeben und in Einzelheiten ergänzt von Macdonald). Der auf einer 14 engl. Fuß (4,26 m) breiten Steinunterlage ruhende Rasenwall von vermutlich 10 Fuß (3,05 m) Höhe und einer oberen Breite von 6 Fuß (1,83 m) war im Norden gedeckt durch einen 40 Fuß (12,19 m) breiten Graben. Hinter dem Wall lagen 19 Kastelle, verbunden durch eine südlich vom Walle laufende Militärstraße. Mehrere dieser Kastelle waren schon in Macdonalds Werk eingehend behandelt worden. Balmuilty hat durch S. N. Miller 1922 eine Sonderdarstellung gefunden. Daß am Westende des Walles, bei Old Kilpatrick an der Clydemündung, auch ein Kastell gelegen hatte, wußte man seit 1790, und einige Baureste hatte eine Versuchsgrabung Macdonalds 1913 festgestellt. Als 1923 die Errichtung von Wohnungsbauten auf dem Gelände unmittelbar bevorstand, ergriff die Archaeological Society aus Glasgow den letzten Augenblick, wenigstens so viel von dem Kastell auszugraben, als noch nicht von früheren Gebäuden bedeckt war. Die Ergebnisse legt Miller in seinem Buche vor. Sie sind auch geschichtlich nicht ohne Interesse.

Die Baugeschichte umfaßt beinahe ein ganzes Jahrhundert. Zunächst fanden sich innerhalb der Antoninischen Anlage, durch die Keramik zeitlich bestimmt, die Spuren eines jener Kastelle, die Agricola, wie wir aus Tacitus wissen, bei seinem Vorstoß 80—81 n. Chr. auf dieser Linie angelegt hat, und zwar ein Stück des Nordwalles, des Ostgrabens und gewisse Baureste im Innern. Durch die an verschiedenen Orten der antoninischen Festung verstreuten fla-